

wurde die Assimilation an europäische Vorstellungen intensiviert.

Das Verbot des Feuertanzes und der Nachtmasken wurde erst in den 1950er Jahren in der Hoffnung auf Umkehr der ablehnenden Haltung der Bevölkerung gegenüber der Mission revidiert. Christen blieben bis in die 1960er Jahre eine Minderheit, über 3/4 der Bewohner waren ungetauft und der eigenen Tradition weiterhin verbunden. Dazu erneut der schon zitierte Pater Hagen im Jahr 1941: "Was dem Baininger geheiligt erschien, die alte Religion, ist ihm verboten worden mit sanften und unsanften Mitteln. In jahrelanger täglicher Kleinarbeit in Schule und Kirche hat der Missionar versucht, eine Umwertung aller Werte herbeizuführen." Trotz dieser Bemühungen "hängt der Baininger mit seiner, wenn auch verborgenen Liebe an seinem alten Glauben" (154). Erst jetzt erfolgte die massive Evangelisierungsarbeit. Gegen Ende der 1960er Jahre eskalierten die politischen Spannungen in Rabaul erneut mit der antikolonialen Mataungan-Bewegung, die ihren Höhepunkt in der Ermordung des australischen Distriktbeamten Jack Emanuel im August 1971 durch Mitglieder der Tolai erreichte. Heute kann vom Aussterben der mittlerweile 7.000 Baininger keine Rede mehr sein. Die Nachttänze und Masken der Chachet, laut Hesse nach zwei bis drei Generationen Verlust übernommen von anderen Baininger-Gruppen, finden wieder unbehindert statt und sind teilweise in die Liturgie integriert. Weitere Konflikte mit den bevölkerungsreicheren Tolai um die Verfügbarkeit von Land scheinen allerdings vorprogrammiert.

Die folgenden nicht ethnologisch orientierten Aufzeichnungen Hesses beinhalten die von Gewährsleuten übernommenen Gestalten der Ursprungs- wie anderer Sagen, gefolgt von Niederschriften über den Glauben, das Verhalten und die Lebenszyklen der Baininger wie auch deren Gesetze und Strafen. Dem schließen sich Beschreibungen der rituellen Tag- und Nachttänze an, die auch die Herstellung der verwendeten Masken einschließlich eigener Zeichnungen enthalten. In einem weiteren Teil setzt sich der Autor kritisch mit frühen Berichten und Urteilen der katholischen Missionare Carl Laufer und Alfred Hagen, von dem auch ein Teilabdruck eines Manuskriptes erfolgt, auseinander. Im letzten Teil des Buches werden Briefe des Autors der Jahre 1966 bis 1975 in die Heimat wiedergegeben, in denen über die Organisation und den Verlauf des Alltags berichtet wird. Sie zeigen nicht nur den enormen persönlichen Einsatz des Verfassers aber auch der Gemeindemitglieder, in der jeder alltägliche Gegenstand wie die Materialien zum Häuserbau über fast 30 Kilometer Dschungelpfade bis zur Missionsstation zu transportieren waren und selbst der Straßenbau per Hand in eigener Regie begonnen wurde, sondern dokumentieren auch das Bemühen um den Aufbau von Grundschulen und Gesundheitsposten. Die australische (Kolonial-)Verwaltung war hier weitgehend nichtexistent. Den Band beschließt eine Auswahl von Fotografien dieser Jahre.

Auch wenn die 23-seitige Einführung des Herausgebers zu kurz ausfällt und eher mehr (auch anthropolo-

gisch kontextualisierte) Fragen aufwirft statt Antworten zu geben, stellen die Aufzeichnungen Hesses nicht nur ein Zeitdokument aus der Spätphase der Kolonialherrschaft Papua-Neuguineas dar, sondern bezeugen auch einen Teil der Missions- und Religionsgeschichte des Landes. Hesses hier nur partiell abgebildetes 40-jähriges Engagement für die Menschen, die Gesellschaft und die katholische Kirche fand auch in Papua-Neuguinea breite Anerkennung. So wurde dem Erzbischof Anfang des Jahres gemeinsam mit dem ehemaligen australischen Labor-Premier Bob Hawke die höchste einheimische Auszeichnung verliehen. Der mit dem Ehrentitel eines "Chief" verbundene "Grand Companion of the Order of the Logohu" (das Landessymbol Paradiesvogel in der Motu-Sprache) weist ihn als ganz besonderen Freund des Landes aus.

Roland Seib

Heyden, Ulrich van der (Hrsg.): Das neue Lexikon der Indianer Nordamerikas. Erfurt: Sutton Verlag, 2008. 383 pp. Abb. ISBN 978-3-86680-244-5. Preis: € 19,90

In nunmehr dritter Auflage seit 1992 und unter neuem Titel hat der Historiker und Sachbuchautor van der Heyden sein zweiseitig auf hochwertigem Papier gesetztes "Indianerlexikon" vorgelegt. Etwa ein Viertel der über 2.000 (Klappentext) namentlich nicht gekennzeichneten Einträge stammen von sechzehn Koautoren, der Rest vom Herausgeber selbst. Gleich im ersten Absatz der Einleitung positioniert der Hrsg. sein Werk als "von Fachleuten" verfasste Alternative zu Onlinerecherchen im Internet, wo die Informationen eben "nicht immer nachprüfbar" seien (5). Als Zielgruppen hat der Band neben den einschlägigen Indianerfreunden auch Westernbegeisterte und allgemein Politik- und Geschichtsinteressierte. Er versteht sich als aufklärerisch, wie die Aufnahme von Stichworten wie "Curare" und "Quipu" zeigt, in denen dargelegt wird, dass es diese Kulturelemente im indigenen Nordamerika gerade *nicht* gab, es in der populären Rezeption aber mitunter anders behauptet wird.

In zahlreichen biografischen Einträgen deckt der Band zumindest exemplarisch die Entdeckungsreisenden (auch die russischen), historische Persönlichkeiten der Indigenen und der Kolonialmächte und sogar wichtige Schauspieler des Indianerfilmgenres ab. Ebenso finden zahlreiche Schriftsteller und Maler ihren Platz, die mit ihnen teilweise fiktiven Werken das deutsche Indianerbild entscheidend geprägt haben, neben dem notorischen Karl May auch Armand (F. A. Strubberg), Emil Droonberg (E. Muschik), Fritz Steuben (Erhard Wittek) und andere. Das Werk verrät seine Provenienz mit willkommenen Stichworten zu entsprechenden Personen aus den ehemals sozialistischen Ländern, wie dem Ethnologen-ehepaar Eva und Julius Lips, dem Museumsgründer Patty Frank (Ernst Tobis) oder dem polnischen Reise-schriftsteller Arkady Fiedler. An lebenden Personen sind vor allem indigene Geistesschaffende und Aktivisten vertreten, neben gestandenen populären Künstlern wie Buffy Sainte-Marie, Scott N. Momaday oder Joy Harjo auch Vertreter der jüngeren Generation ab 1960, u. a.

der kanadische Autor Drew Hayden Taylor. Während bei indianischen Schriftstellern wichtige Werke genannt werden, ist dies leider bei den Einträgen zu Ethnologen selten der Fall, bei denen es eher mal, wie zu John R. Swanton, heißt, sie hätten „mehrere Bücher“ geschrieben. Das kann sich der Leser auch so denken. Zahlreiche Institutionen, Gesetzestitel, Organisationen und sogar einige indigen kontrollierte Unternehmen haben ebenfalls Eingang gefunden, so dass sich hinsichtlich dieser Art von Information das Lexikon gegenüber dem Internet in der Tat nicht zu verstecken braucht. Allerdings scheint das Buch in zwei Arten von Beiträgen auseinander zu fallen, denn neben den genannten, eher auf „harten Fakten“ orientierten Lemmata finden sich zahlreiche, die kulturelle Aspekte und ethnische Gruppen des indigenen Nordamerika vorstellen, und häufig daran scheitern.

Bereits die Behandlung des Bildmaterials wirft Probleme auf. Die zwei wichtigsten Quellen für Illustrationen sind der (Postkarten-)Fundus des Karl-May-Museums und die bekannten Fotostrecken von Edward S. Curtis, welchen beiden durchaus Potential innewohnt, das aber vom Herausgeber vergeben wurde. Augenscheinlich investierte er in dieser neu illustrierten Ausgabe nicht viele Gedanken darauf, wie Text, Bild und Bildunterschrift einander sinnvoll ergänzen könnten. Vollkommen unsystematisch werden Quelle und Entstehungszeit mal erwähnt, mal weggelassen. Kommentarlos dienen romantisierende Stiche des 19. Jahrhunderts als Illustrationen, wie im Falle „Entdeckungen“, wo man an Asterix gemahnende, flügelhelmbewehrte „Wikinger“ aus einem katzenköpfigen Boot an einen Palmen bewachsenen Strand waten sieht. Nichts sagende Legenden wie „Häuptlinge der Prärieindianer“, „Kriegstanz der Puebloindianer“ eignen sich nicht als Kompetenzausweis. Unter einem Urlaubsfoto von Karl May aus dem Jahre 1908, das den Schriftsteller mit einigen Indianern neben einer provisorischen Rindenhütte in der Nähe der Niagarafälle zeigt, steht bemüht objektiv einfach „Behausung der Tuscarora-Indianer“, zumal es eine vollkommen untypische zeigt. Die Möglichkeit, auf die Vielfalt der Bootstypen an der Nordwestküste hinzuweisen, wird anhand einer „Wasserfahrzeug der Indianer der Nordwestküste“ betitelten Illustration vertan (tatsächlich zeigt der Holzschnitt von Frederick Remington ein Kanu vom Nootka-Typ in der Brandung), die den Beitrag „Nordwestküste“ begleitet. Fälschlicherweise heißt es in besagtem Eintrag auch, die Wassergefähre dieser maritimen Region seien „Plankenboote“ gewesen. Die heterogenen „Puebloindianer“ erfahren meistens keine weitere Differenzierung in Text und Bildunterschriften: Der Ethnologe Edward Dozier, ein Hopi-Tewa, darf hier nur „Puebloindianer“ sein, und die aus Laguna stammende Schriftstellerin Leslie Marmon Silko ist einfach „indianisch“. Beim Curtis-Bild zum „Büffeltanz“ unterschlägt der Hrsg. die Herkunft des dargestellten Tänzers (Zia Pueblo – was gerade interessant ist, denn das waren keine Bisonjäger) und die Töpferin aus Santa Clara im Foto zu „Töpferei“ firmiert einfach unter „Puebloindianer“. „Exaktes Wissen über die Vielfalt der materiellen

und geistigen Kultur“, die das Lexikon zu vermitteln verspricht, sieht anders aus. Der beim Durchblättern natürlich zuerst ins Auge fallende Bildteil dürfte für manchen Indianerkenner Grund genug sein, das Buch ohne weitere Lektüre wegzulegen.

Vielen der ethnologischen Einträge, in denen zum Überfluss die „Naturvölker“ wieder fröhliche Urständ feiern, gemangelt es schlicht an Sorgfalt, was auch zu zahlreichen Doppelungen mit sich teils widersprechenden Inhalten führt. So tauchen die Alabama separat als „Alibamu“ auf (beiden wird Namenspatenschaft für den gleichnamigen Bundesstaat nachgesagt), die Bella Coola mit einem nichtssagenden Eintrag erneut unter „Bilchula“, nicht aber unter ihrer offiziellen Selbstbezeichnung Nuxalk, die Tiwa in New Mexico auch als „Tigua“, der Hopi-Gott Maasawu unter „Maasaw“ und ein zweites Mal als „Masawu“, die Birkenrindenbehälter der Subarktis korrekt unter „Mokuk“ und auch unter „Macaque“. Der religionsethnologische Begriff Mana wird kurzerhand zur „Mona“. Über die südkalifornischen Kamia heißt es geheimnisvoll, sie hätten „vermutlich zu den Yuma“ gehört, so als seien sie längst ausgestorben. In der Tat sind sie identisch mit den quicklebendigen, yumasprachigen Diegueño (Kumeyaay), die sich hinter dem hier zu „Dieguno“ verballhornten Stichwort verstecken. Irrigerweise heißt es unter „Chinook“ auch über gleich mehrere Ethnien am Columbia River – Clatsop, Wishram und Wasco – sie seien seit den 1960er Jahren „ausgestorben“. Noch tragischer der Fall der Catawba, angeblich Mitte des 19. Jahrhunderts „völlig ausgerottet“, deren etwa 3.000 Nachfahren bis heute eine Reservation in South Carolina besitzen. Laut diesem Eintrag hätte der Ethnologe Frank G. Speck in spiritistischen Séancen Stimmen aus dem Jenseits gehört haben müssen, als er 1934 seine auf Feldforschungen basierenden „Catawba Texts“ edierte. Neben solcher gegenüber den betreffenden Indigenen respektlosen Behandlung fordert das Lexikon selbst Respekt ein, indem der Leser unter dem Stichwort „Reservat“ belehrt wird, dies sei ein „Tierschutzgebiet“ und kein „Lebensraum für Menschen“ – unbesehen der Tatsache, dass es zwischen einer kanadischen *reserve* (= Reservat) und einer amerikanischen *reservation* (= Reservation) nicht nur begriffliche, sondern auch rechtliche Unterschiede gibt.

Nun ist es vollkommen verständlich, dass in einem an deutsches Publikum gerichteten Buch Prioritäten gesetzt werden müssen, indem z. B. die sieben Unterabteilungen der Teton Lakota jeweils eine halbe Seite Platz erhalten, die Tsimshian an der Nordwestküste aber nur sieben Zeilen (deren hinsichtlich neuer Autonomiemodelle besonders wichtigen Nachbarn Nisga'a und Gitksan tauchen gar nicht erst auf). Dennoch ist es wenig befriedigend, wenn die Touristenattraktion Skywalk am Grand Canyon ausführlich in Bild und Wort behandelt und die dort ansässigen Indianer als „Hualapai“ erwähnt werden, der damit gemeinte Stamm ohne Querverweis aber unter „Walapai“ mit gerade vier Zeilen auftaucht. An manchen Stellen hat man den Eindruck, Indianer bilden nur das Beiwerk zu Landeskunde und Westernge-

schichte (bis hin zu Karl Mays drei berühmten Roman-
gewehren in Bild und Wort), nicht den Hauptgegenstand
des Buches. Unschön auch die häufige Hervorhebung
von "Mischlingen" und "Mestizen". John Ross bei-
spielsweise wuchs als Mestize unter Cherokee auf und
darf hier nicht einfach Cherokee mit einem europäischen
Elternteil sein, die heutigen Mandan in North Dakota
seien "jedoch [...] keine reinblütigen M. mehr" und
über die Blackfoot heißt es: "ein hoher Anteil von Mes-
tizen lässt die Akkulturation voranschreiten". Die Be-
handlung der Ethnien folgt hier einem essentialistischen
Kulturbegriff, der zudem die Frage nach Blutsanteilen
stellt. Dass im Buch auch gleich zweimal das von den
Autoren selbst richtigerweise als wenig authentisch cha-
rakterisierte Little Bighorn-Schlachtgemälde des eher
völkisch denn völkerkundlich orientierten Stahlgewitter-
malers Emil "Elk" Eber (1892–1941) abgedruckt ist,
bringt keinerlei Gewinn.

Auch das vom Hrsg. empfohlene "Weiterlesen" oder
"Hintereinanderweglesen" gestaltet sich aufgrund der
häufig ungelungenen, mitunter altklugen und allzu oft re-
dundanten Sprache vieler Beiträge schwierig. Exemplarisch
das Stichwort "Fallensysteme": Man erfährt fast
nichts über Funktionsweisen und Verbreitung, liest aber
Allgemeinplätze wie "die Variationsbreite der F. war in
Nordamerika wie auch bei anderen Naturvölkern groß."
Unter einigen Stichworten (wie zu Catawba) heißt es
gar, dazu könne man "nicht viel sagen". Wozu also ein
Nachschlagewerk, in dem die Autoren teils wortreich
begründen, dass es nichts zu sagen gibt, statt sich zu
bemühen, für die dergestalt vergeudeten Zeilen doch
noch Information zu recherchieren?

Freilich finden sich durchaus gelungene Beiträge,
wie der exzellente und gut zu lesende Text über den
Ethnologen Werner Müller, oder die Einträge zu "Mas-
ken" und "Töpferei", was umso mehr die Frage aufwirft,
warum die großen Qualitätsunterschiede innerhalb des
Buches den Herausgeber nicht zu editorischem Eingrei-
fen veranlasst haben. Als ehrgeizig kann der lohnens-
werte Versuch gewertet werden, religiöse Konzepte aus
den verschiedenen Kulturen unter ihren originalsprach-
lichen Begriffen aufzunehmen, was aber beim Nach-
schlagen das Problem unterschiedlicher Schreibungen
besonders vor Augen führt, zumal im Drucksatz einige
Sonderzeichen verschwunden zu sein scheinen. Auch
die im Allgemeinen gut fundierten ethnoarchäologischen
Stichworte und die sehr zu begrüßende Aufnahme aller
bekannten Misch- und Handelssprachen des Subkon-
tinenten verweisen auf weitergehendes Potential. Dass
aber eine den Kurzbiografien ebenbürtige ethnologische
Komponente weitestgehend fehlt, kann hier nur noch mit
einem Verweis aufs Internet konstatiert werden. Nach
sechzehn Jahren und drei Auflagen hofft das Indianer-
lexikon immer noch auf Bonus bei der Leserschaft.

Henry Kammler

Itier, César: El hijo del oso. La literatura oral que-
chua de la región del Cuzco. Lima: Instituto Francés
de Estudios Andinos; Instituto de Estudios Peruanos;

Fondo Editorial Universidad Nacional Mayor de San
Marcos, 2007. 225 pp. ISBN 978-9972-623-52-3. (Tra-
vaux de l'Institut Français d'Études Andines, 252) Price:
\$ 20.00

El presente volumen, traducción que en parte rectifi-
ca y completa la versión francesa publicada en 2004,
reúne una docena de relatos en quechua que le fue-
ron contados al autor por hombres y mujeres quechua-
hablantes de los departamentos de Cuzco (provincias de
Canchis y Espinar) y Apurímac entre 1994 y 2004. El
trabajo de selección, transcripción, traducción y orga-
nización de los relatos en ocho secciones, coherentes
en sí mismas y entre sí, no sólo estuvo inspirado en el
lugar destacado que ocupan los mitos – o cuentos – en
el canon de la literatura oral regional, sino también en
el imperativo de contextualizarlos con miras a develar
las experiencias vitales de quienes los cuentan. Precisa-
mente, cada una de las secciones en las que fueron agru-
pados los relatos es precedida por un ensayo interpreta-
tivo que procura develar su carácter intertextual – por
remitir a tradiciones textuales más o menos previas o
contemporáneas –, referencial – por desplegar aspectos
significativos del orden social, económico, simbólico y
ritual del universo que los contiene –, e interpersonal –
por expresar la intención personal de sus narradores.

En las tierras altas del sur peruano se encuentra
extendido el mito de unos seres que, bajo distintas
denominaciones, poblaban la Tierra antes de que el Sol
se erigiera sobre ella y encarnan todos aquellos atributos
que, en principio, se contraponen con la condición
humana actual. Se trataba de guerreros violentos que
habitaban pueblos escarpados en las altas cimas de las
montañas y cuyos restos, por lo general en aquellas
zonas dedicadas al pastoreo extensivo, aún acechan a
los humanos. Ambiciosos de tierras ajenas y de riquezas
– las cuales prefirieron destruir en lugar de legarlas a
la humanidad venidera –, estos seres fueron quemados
vivos por el sol cuando despuntó por vez primera en
el horizonte. Algunos de ellos pudieron escapar del
cataclismo sumergiéndose en el curso de los ríos en
dirección al piedemonte, y se convirtieron en los fieros
ch'unchus del Antisuyu que encarnan, en su salvajismo,
aquellos atributos nefastos de sus predecesores. Y sin
embargo, el mito de origen de la comunidad de Usi
– sitio en el que fue registrado el relato en cuestión –
cuenta que en los tiempos pretéritos, los antiguos Usi
y los antiguos Sangará vivían en continuas reyertas.
Los segundos invadieron los territorios de los primeros
y estos últimos tuvieron que recurrir a la ayuda de un
tal Antisuyu – en este caso héroe epónimo de una de
las cuatro divisiones del Tawantinsuyu – que se había
establecido en su territorio en calidad de yerno (*qatay*)
y que, con la ayuda de sus compañeros de la selva y un
viento favorable del Qollasuyu, logró expulsarlos con
éxito y distribuir los territorios agrícolas tal y como se
los aprecia actualmente. De yerno, forastero y guerrero
no incorporado plenamente al grupo de su esposa, con la
salida primigenia del Sol Antisuyu deviene *ayllu* y, junto
con su par Usi, tiene pleno derecho sobre el territorio
del grupo, dando lugar a un ordenamiento sociológico